

Im Bauch der Maschine

Gratulation zur Nominierung zum Nachhaltigkeitspreis! Wie fühlt sich das an?

Danke! Die Nominierung zum mittlerweile vergebenen Deutschen Nachhaltigkeitspreis Architektur 2021 fühlte sich sehr gut an und hat uns gefreut und in unserer Arbeit bestätigt. Dann spürt man natürlich auch gleich den Ehrgeiz in die Endrunde der drei Finalisten zu kommen, was wir in der Gruppe der hervorragenden Projekte leider nicht geschafft haben. Ich darf ohne Neid und Missgunst sagen, dass ich es für ein starkes Signal gehalten hätte, unser Projekt noch eine Stufe weiter getragen zu bekommen.

Warum sind Sie da so sicher?

Weil ich meine, dass gerade diese sperrigen, nicht einfachen Bestandsobjekte riesiges Potential in der Nutzung der „grauen Energie“ bieten. Der generelle Umgang mit dem Bestand – davon bin ich fest überzeugt – muss in Zukunft in unserem Land der Kern der Nachhaltigkeitsdebatte in der Architektur werden, so wichtig die anderen Fragen – Rezyklate, Stoffkreisläufe, Regionalität und Energiehaushalt – auch sein mögen.

Wenn Sie zurückblicken auf das Kraftwerk und seinen Umbau zum Möbelhaus – worin lag die besondere Herausforderung?

Wenn Sie so wollen, war die gesamte Aufgabe eine gigantische Herausforderung, von Anfang bis Ende, mit folgenden Schwerpunkten: Kommunikation und Axiologie – „Wertermittlung“ (lacht: nicht Geldwert-Ermittlung!). Wie vermittelt man den beteiligten und betroffenen Menschen, dass etwas in dem Moment, in dem sein „Obsolet-sein“ manifest wird, einen Wert hat. Und nicht nur das, sondern Potential für einen Mehrwert. Zu erkennen, dass das Gebäude kein „Haus“ und schon gar keine „Architektur“ im klassischen Sinne war, sondern – insbesondere nach Ausbau des funktionsgebenden, essentiellen betrieblichen Inhalts eine Maschinenhülle, war eine entscheidende, richtungsweisende Erkenntnis. Wie geht man mit einer obsoleten Maschinenhülle um?

Das sind starke Bilder: Keine Architektur im eigentlichen Sinne, sondern nur Hülle für die Generatoren und Maschinen im Inneren. Dazu ein Umfeld, dass eher skeptisch war beim Verkauf an einen privaten Investor und mögliche Umbaupläne. Wie gingen Sie damit um – und in welchen Etappen?

Um einige Zahlen zu nennen: Ein Jahr dauerte allein der Ausbau der Maschinen, Generatoren, Leitungen und Wärmetauscher, ein weiteres Jahr die Asbestentsorgung. Es war auch deshalb anspruchsvoll in diesen frühen Tagen, weil wir das Projekt architektonisch angepackt haben. Das wir das Haus aufgrund seines Maßstabes, seiner Außenwirkung, seiner ehemaligen und zukünftig gewünschten Bedeutung in erster Linie nahezu politisch betrachten müssen, wurde uns dann sehr schnell klar – und offenbarte, dass wir darauf nicht vorbereitet waren.

Was haben Sie medial getan?

Wir antworteten mit einer Transparenzoffensive und öffneten das Haus allen Interessierten, inklusive Pressekonferenz vor Ort. Zugleich kratzten wir das wenige an Plänen und Konzepten zusammen und stellten das Projekt bei den öffentlichen Gremien vor, beim Bezirksausschuss, der Stadtverwaltung und der Stadtgestaltungskommission.

Offenbar mit Erfolg.

Den Gegenwind, den es zu Beginn gab („Schandfleck“, „Wir brauchen in München Wohnungen, keine umgebauten Ruinen“) flaute ab, die Stimmung drehte sich, die Sendlinger erinnerten sich langsam wieder an das Kraftwerk, unterstützt von unseren Recherchen hierzu. Wir wurden glaubhaft, die Menschen entwickelten Interesse. Zusammen mit allen Beteiligten, den Behörden und natürlich den Bewohnern von Obersendling haben wir es geschafft, das Gebäude mit Wert aufzuladen, so wie wenn man ein Smartphone auflädt. Das war unglaublich lehrreich für uns. Das versuchen wir heute von Anfang an besser zu machen.

Trotzdem gab es vielleicht Momente, an denen Sie ans Aufgeben dachten ...?

Es ging um die strukturell immanent wichtige Frage des baulichen Brandschutzes. Der Brandschutz war das allem übergeordnete Leitmotiv, da die Verbindung von Großgarage, Verkaufsstätte und Hochhaus mit Gastronomie eine Vielzahl über die Bauordnung hinausgehende Anforderungen umfasste. Im Mittelpunkt der Schutz der Nutzer durch ein ausgeklügeltes System an Flucht- und Rettungswegen, die in die vorhandene Struktur einbeschrieben werden mussten und die redundante Sprinklertechnik. Letztlich ist ein solches Projekt vom gemeinsamen Willen aller Beteiligter abhängig, die Aufgabe zu einem guten Ende zu bringen. Heute ist es eine unglaubliche Erfolgsgeschichte, die beim Bauherrn begann und bei den Planern, den Behörden, Finanziers, Mietern und heutigen Nutzern lange nicht endet.

Wir haben diese Erfahrung in Form einer Ausstellung im Rahmen der Biennale 2016 in Venedig verarbeitet und unter dem Titel „fearless“ der Öffentlichkeit vorgestellt. Angstfrei. So laute seither unser Credo, wenn es um den Umgang mit dem Bestand geht.

Tanzender Staub, knackende Leitungen

Was war Ihr erster Eindruck, als Sie das Kraftwerk erstmals betraten?

Ein fast mystischer, nicht rational erklärbarer. Die Bauherren haben mich auf eine Überraschungsfahrt mitgenommen, Anfang des Jahres 2010. Als wir ausstiegen und die Wand des Kraftwerksturms vor mir 30 Meter in die Höhe ging, war klar, dass die nächsten Schritte die ersten auf einem kilometerlangen Weg sind. Gut, dass ich gerne gehe! Dem damals noch voll eingerichteten Kraftwerk sah man nicht an, dass es seit 20 Jahren außer Funktion war. Es war magisch. Die spezielle Akustik dieser Halle in der Größe eines Kirchenschiffs, der tanzende Staub im Licht der Fenster, die Geräusche von knackenden Leitungen, der Widerhall von Hammerschlägen und die Größe fesselten uns sofort. Ich hatte das Gefühl: Hier beginnt gerade etwas, und ich darf dabei sein.

Sie mussten Betonwände aufstemmen, wie sie sonst nur bei Bunkern zu finden sind, massive Einbauten, und das Innere völlig neu konzipieren. Wie stehen Sie zu Beton?

Beton ist natürlich bei der Hälfte der Architekten der Auslöser dafür, dass sie sich für den Beruf entschieden haben, bestimmt auch bei mir. Der ganz eigene Geruch des frischen, über einen langen Zeitraum trockenden Betons, den ich in den schnell wachsenden niederbayerischen 70er und 80er Jahre-Einfamilienhaussiedlungen meiner Kindheit von verbotenen Baustellenerkundungen – das BMX Rad für die Flucht immer schnell griffbereit – noch immer in der Nase habe, hatte schon eine richtungsweisende Kraft.

Sie haben einen sinnlichen Zugang zum Material.

Betonoberflächen können unglaublich gut altern, patinieren. Am Kraftwerk sieht man an den geräucherten, dunklen Betonoberflächen der ehemaligen Luftschächte die Spuren der beiden schrecklichen Brände, die es in den 60er und 90er Jahren erdulden musste. Wenn ich auf meinen vielen Führungen durch das Haus davon erzähle, spüren die Menschen etwas. Dass Beton in dieser Art Geschichtsträger sein kann, ist doch wunderbar.

Trotzdem ist der Werkstoff nicht ohne Kritik ...

Wir kommen nach wie vor – und trotz aller sinnvoller Tendenzen, andere Materialien am Rohbau einzusetzen –, in der Stadt am Einsatz von Beton nicht vorbei. Dieses Material hat immer noch einen unglaublichen Vorsprung, wenn es um ganzheitliche Betrachtung von Wirtschaftlichkeit, Verfügbarkeit, Brandschutz, Statik geht. Aber das wird nicht für alle Zeit so bleiben, wenn wir uns die Entwicklung der globalen Verfügbarkeit der einzelnen Bestandteile von Stahlbeton ansehen.

Hier vermisste ich ganz deutlich ein Aufbegehen, das von der Betonseite selbst kommen muss: Eine Kraftanstrengung, die uns Planern sehr schnell umsetzbare, geprüfte Lösungen anbietet, die ausschließlich auf wiederverwendetem Beton, auf Recyclatbeton abstellen. Das wäre die Sensation, die wir brauchen. Beton aus Beton. Es gibt bereits alle Verfahren und unendliche Einsatzmöglichkeiten, was fehlt ist eine Vielzahl geschulter und darin erfahrener Firmen, ordentliche langfristig gültige Prüfzulassungen, erprobte Transport- und Materialkreisläufe.

Gleich an die Nachnutzung denken

Nun ist das wiedererweckte Kraftwerk ein Manifest eben dieser Kreisläufe. Sie bereiten das Haus ja fast schon wieder auf neue Nutzungen vor, die wir noch gar nicht kennen ...

Entwerferisch zwingt uns die vorgefundene betonierte Bestandsstruktur zur intensiven Auseinandersetzung. Aufputzmontagen sind – wenn sie optisch ansprechend oder zumindest verträglich sein sollen – mit hohem Aufwand zu planen. Jeder andere Umgang scheidet aber zumeist aus, da die statischen Vorgaben dem entgegenstehen. Wenn Sie durch das Kraftwerk gehen, sehen sie die Haus- und Brandschutztechnik offen liegen. Das mag für den einen oder anderen gewöhnungsbedürftig sein, aber auch hier gilt: Zukünftige Umbauten, Änderungen oder das Herausschälen von alter Technik gehen so ungleich schneller und die Rückführung in den Stoffkreislauf deutlich besser. In Zukunft werden Fragen des Demontierens genauso wichtig sein wie die des Errichtens.

Genau darum ging es hier: Sie mussten mit dem Bestand umgehen. Gab es dafür einen Schlüssel?

Der Umgang mit Bestands-Stahlbeton steht und fällt mit dem Vorhandensein von statischen Unterlagen. Erst sie geben Auskunft über die Verwendbarkeit, das Potential, die Nachnutzung. Wir hatten das Glück, bei dem ehemaligen Eigentümer, den Stadtwerken, einen ganzen Raum voll penibel archivierter statischer Unterlagen zu finden. Das hat erst die Tür zum Umbau geöffnet. Ohne diese Unterlagen hätte man ein Jahr lang Substanzuntersuchungen anstellen müssen, mit offenem Ergebnis.

Dies führt auf ein ganz aktuelles Thema: BIM.

Wenn wir die Bauten von heute, die die Bestandsbauten von morgen mit BIM entstehen lassen und am Ende so archivieren, dass auch noch nach 30 Jahren die Daten auslesbar sind, verwertbar sind, dann schaffen wir die Voraussetzungen für einen wirklichen Baukreislauf – mit praktisch unendlicher Nutzungsspanne von Gebäuden in dem wir nur noch von marginalen teilaufbrüchen, Um- und Ausbauten reden, nicht mehr vom Totalabriß und damit dem eigentlichen ökonomisch-ökologischen Totalschaden. Denn das ist es, was passiert, jedes Mal, wenn wir ein Gebäude verlieren, denkmalgeschützt oder nicht. Jeder Abriss ist ein manifestiertes Versagen. Von Planern, Nutzern, Entscheidern.

Hat Sie die monumentale Aufgabe gereizt?

Ja! Aber nur, weil wir das für den Umgang am Bestand nötige Rüstzeug und die richtige Einstellung besitzen. Weltweit gibt es monumentale Planungen, die per CAD entstehen, im kontrollierten Umfeld von Megabüros. Selbst ausgedruckt auf Papier wirken ganze Städte planerisch kontrollierbar, beherrschbar und man kann durchaus der Auffassung sein: Gut, dass es so ist! Ein monumentales Bestandsgebäude anzufassen ist aber nur mit einem großen Maß an empirischen Ansätzen möglich.

Der empirische Ansatz hilft, mit der Überraschung umgehen zu lernen?

Stets begleitete uns Unvorhergesehenes, mussten wir die Planung anpassen, ändern, erneuern. Lücken mussten geschlossen werden, Fragmente ergänzt. Der Punkt, die Struktur zu „beherrschen“, stellte sich nicht ein. Im Gegenteil versuchte die Bestandsstruktur scheinbar stets, ihren eigenen Willen auf alle Beteiligten zu legen, als würde sie uns „beherrschen“ wollen. Deshalb schrecken viele vor dem Umgang mit dem Bestand zurück und suchen die schnelle Lösung: den Abbruch. Aber das ist kein sehr sportlicher Ansatz. Das Ringen um das Optimale ist aus unserer Sicht nicht nur nachhaltiger, wirtschaftlicher und resourcenschonender, sondern auch persönlich so viel interessanter und spannender. Im besten Fall einigt sich die Bestandsstruktur am Ende mit uns auf ein Unentschieden. Das ist für uns auch das ideale Ergebnis. So soll das sein.